

Ruth Klüger

Rückkehr nach Wien

Für die Rückkehrerin bleibt sie die Stadt der Vertreibung. Wien hat sich verändert, es blüht und leuchtet, frisches Obst kommt aus aller Welt, die internationalen Kommissionen tagen und die Fiaker fahren staunende Kinder aus aller Herren Länder an den restaurierten Sehenswürdigkeiten vorbei. Das ist nicht die düstere Stadt, die sie im gekränkten Kopf und auch im beschädigten Herzen trägt, und doch kommt's der Heimkehrerin vor, als ob dieses, das heutige Wien voller Schlaglöcher sei, als könne sie auf der Mariahilferstraße stolpern und im Prater im Gebüsch versacken, in einem Schönbrunner Brunnen ertrinken und am Graben verschluckt werden. Will sagen, dass es für die Touristin, die eben keine Fremde, sondern gebürtige Wienerin ist, zwar das heutige und das damalige Wien gibt, denn man hat ja Verstand und kann unterscheiden, aber die beiden lassen sich vom Gedächtnis her nicht so auseinander halten, wie man gern möchte. Das Gedächtnis ist hartnäckig und will nicht verdrängt werden, oder ist, wie wir von Sigmund Freud wissen, besonders ekelhaft, wenn es verdrängt wird.

Ich bin in Wien geboren, meine Familie, auch die Großfamilie, lebte in Wien, meine Muttersprache ist das wienerische Hochdeutsch der jüdischen Mittelklasse. Die ersten Eindrücke waren die Straßen und Häuser und die Parks dieser Stadt. Wenn ich heute in Wien bin, passiert es mir immer wieder, dass ein geometrisches Muster oder eine Verzierung – an einer Kaffeehaustüre, auf einem Fußboden, an einer Haustreppe – eine verschüttete Erinnerung heraufruft. Ein „déjà vu“, ein „das kenn' ich doch“: Es sind Eindrücke, an die man Jahrzehnte nicht gedacht hat, die man sich nie auf den vordergründigen Bildschirm der Erinnerung gerufen hat, und die trotzdem auf der Festplatte gespeichert waren und sich plötzlich wie alte Bekannte, die man nicht unbedingt begrüßen will, vordrängen. Warum will man sie eigentlich weder umarmen noch fortschicken? Es sind doch sozusagen „neutrale“ Begegnungen. Ihre Wirkung ist jedoch nicht angenehm, auch nicht geradezu unangenehm, sie hat eine gewisse Faszination und ist doch ein Teil dessen, was man in den Jahren, die inzwischen verflossen sind, abschütteln wollte. Sie stellen die Frage, wo hört die alte Heimat auf, wo fängt das alte Feindesland an? Man hat hier einmal dazugehört und gleichzeitig wurde einem auf unvorstellbar krasse und ordinäre Weise klargemacht, dass man nicht dazugehörte.

Der Wiener Dichter Theodor Kramer schrieb, nachdem er 1957 aus dem Londoner Exil nach Wien zurückgekehrt war: „Erst in der Heimat bin ich wirklich fremd.“ Ich war schon im Alter von sechseinhalb Jahren, als die deutschen Truppen im März 1938 einmarschierten, bis September 1942, als ich mit meiner Mutter nach Theresienstadt verschleppt wurde, so fremd in der Heimat wie nirgends wieder danach auf der Welt – außer in Auschwitz: Dort war's noch fremder.

Im Grunde stellt mir Wien die Aufgabe, der rationale Mensch zu bleiben, der ich anderswo bin. Unvernünftige Ressentiments überfallen mich hier wie die Gelsen an einem feuchten Abend; z.B. gegen Kindergruppen, die durch die Museen oder durch den Prater geführt werden. Da durfte ich als Kind nicht hin. Ich durfte überhaupt nirgends hin, war an ein dunkles Zimmer in einer Wohnung gebunden, die meine Mutter und ich mit anderen Familien teilten, eine Sammelwohnung für Juden. Auf der Straße musste man den Judenstern tragen, da war's kein Vergnügen, spazieren zu gehen. Der Vater war schon verjagt worden und ich sollte ihn nie wieder sehen. Für eine Frau mit Kind gab es keinen Ausweg mehr. Wir warteten auf den Abtransport in einer desolaten Stätte der Vereinsamung, die für mich getränkt war mit nichts als

Verlusten, die man irgendwie schlucken musste, denn Verwandte und Freunde verschwanden, einer nach dem anderen, da waren immer weniger Menschen, zu denen man Zutrauen hatte, ein Ort von schnürender Verengung, eine Welt- und Kulturstadt, wie ich vom Hörensagen wusste, wo's nicht erlaubt war, sich etwas Interessantes anzuschauen oder irgendwo mitzumischen. Zuletzt auch keine Schule, nur einsames Lesen und Gedichte auswendig lernen. Die anderen Kinder lebten weiter, spielten ihre Spiele, gingen in ihre Schulen, trugen die Uniformen ihrer neuen Jugendgruppen und sangen gehässige Lieder über Menschen, die ihnen anders und minderwertig vorkamen, wie ich.

Und doch erinnere ich mich nicht, damals die nichtjüdischen Kinder um ihre Freiheit, um ihre Chancen beneidet zu haben. Ich sah sie als Feinde, die mir die Tatsache, dass ich existierte, übel nahmen und die mich unbestraft beschimpfen durften. Man musste ihnen aus dem Weg gehen und aufpassen. Erst jetzt, wenn ich als alte Frau zu Besuch in Wien bin, überkommt mich die Wut gegen diesen Widersinn und auch eine merkwürdig distanzierte Sympathie mit dem Kind, das ich längst nicht mehr bin, wegen dieser Ausgrenzung, und dass Menschen, die nicht mehr und nicht weniger Wiener und Wienerin waren als wir, sogar noch ihre Kinder auf uns hetzten. Damals schien's selbstverständlich: So war das Leben halt für Juden und Jüdinnen. Heute scheint's unbegreiflich. Wie ein Hund, der seinen Schwanz jagt, laufe ich im Kreis um den Ring und frage: Warum nur?

Ja, der Ring. Die Rückkehrerin geht an der Universität vorbei, die sich auf dem Teil der Ringstraße befindet, der nach einem berüchtigten Antisemiten benannt ist. Wenn sie ihren Spaziergang um den Ring fortsetzt um schließlich im Café Prückl einzukehren, so stößt sie dort noch einmal auf ihn, oder gleich zweimal, erst als Denkmal und dann als der Platz, auf dem das Denkmal steht. Für die unbefangeneren Wiener wiegen die anderen Verdienste des Bürgermeisters Karl Lueger wohl schwerer als dass er ein Vorläufer und Vorbild für Adolf Hitler gewesen ist. Schämt sich trotzdem denn niemand ein bisschen für die dreifache Ehrung? Die Rückkehrerin schlendert weiter Richtung Zentrum und findet am Judenplatz das Denkmal für die Vertriebenen und Ermordeten. Gut gemeint, aber schlägt sich diese treuherzige Wiedergutmachung nicht mit der Lueger-Verehrung am Ring? Was soll man da glauben? Das Volk hier hat sowohl den Juden Kreisky wie den alten Nazi Waldheim in die Regierung gewählt. Man nimmt's halt nicht so genau. Dabei sind sich die Wiener, mit denen ich zu tun habe, immer bewusst, dass ich Jüdin bin, ob sie mir nun mit Abneigung oder mit Sympathie begegnen. Wo ich jetzt lebe, ist man nicht so monomanisch versessen. Dass ich Jüdin bin, kommt dort nur dann ins Gespräch, wenn's wirklich hinpasst, und das ist nicht oft, da mich Religion nicht interessiert. Hier in Wien geht man oft noch davon aus, dass Juden von Grund auf anders sind. Eine Dame, die ein Gespräch mit mir im ORF gehört hat, schreibt mir, ich solle doch ein „bahnbrechendes Werk“ verfassen „und erforschen, welche Charakteristika für die ethnische Gruppe der Juden man als bezeichnend nennen könnte“. Denn das „Märchen von der Gleichartigkeit“ lehnt sie ab. Man wisse doch, schreibt sie, die Juden seien sowohl schlampiger wie auch intellektueller als die Nichtjuden. Was mich stutzig macht, ist weniger dieser uralte Schleim von Voreingenommenheiten als ihre Meinung, es sei meine Sache, dem Unsinn, den sie für Sinn hält, nachzugehen und ihn näher zu erforschen. Dass ich amerikanische Hochschullehrerin und vierfache Großmutter bin, über das barocke Epigramm promoviert habe und gerne Kriminalromane lese, alle die Lebensinhalte, Eigenschaften und Interessen, die eine Person ausmachen, sind in ihren Augen verschwindend unwichtig im Vergleich zu meiner jüdischen Herkunft. Dieser Tatbestand hat mein geistiges Hauptanliegen zu sein.

Ich stehe an der Haltestelle und warte auf die Straßenbahn. Wie sie daherkommt, hat sie dieselben Farben wie in der Kindheit, dieses leuchtende Rot, nur ist jetzt das Interieur feiner, moderner. Auf ihrem Dach steht in Riesenlettern: „Die Stadt gehört dir.“ Die Stadt gehört mir, wie eine Wunde, die nicht heilt, mir gehört. Und umgekehrt, gehöre ich der Stadt? Im „Standard“ las ich einen Ausspruch von Ilse Aichinger, dem grüble ich nach: „Wie lässt sich der Abschied qualifizieren, vor einem Ausmaß schützen, das ihn aus der Reihe bringt und aus der Bodenlosigkeit reißt? Wie wird die Lücke, die jahrzehntelang klafft, konstruktiv, ohne Querverbindungen und Rettungen zu suchen, die nicht möglich sind?“ Seit dem September 1942 hat die Stadt ihre Geschichte gehabt und ich war nicht dabei. Und ich habe meine Lebensgeschichte gehabt, die anderswo war. Gehören wir einander? Ich habe mir die Stadt absichtlich nicht oft ins Gedächtnis gerufen, aus Wehleidigkeit, könnte man sagen, und sie hat die Erinnerung an mich und meinesgleichen jahrzehntelang verdrängt, bis sie sich endlich aus ihrem selbst verschuldeten Dornröschenschlaf aufrappelte. Wo ich in Wien hingehe, berühre ich eine wunde Stelle. Darum schauen mich die Leute oft schief oder „schiach“ an. Wiens Wunde, die ich bin, und meine Wunde, die Wien ist, sind unheilbar. Läppisch jeder Versuch, Versöhnung anzustreben. Nur eitern müssen und sollen solche Wunden nicht, das kann durch Nachdenken und Reden verhindert werden; und das wär' doch schon was, und zwar gar nicht wenig. Die Straßenbahn hält. Ich steige ein.

Ruth Klüger

Professorin Emerita der University of California, Irvine. Wurde 1931 als Tochter eines jüdischen Arztes in Wien geboren, als Kind in mehrere Konzentrationslager verschleppt; 1942 Deportation nach Theresienstadt mit ihrer Mutter und Großmutter, 1944 Weitertransport nach Auschwitz-Birkenau, dann nach Christianstadt, Groß-Rosen; 1945 gelang ihr die Flucht mit ihrer Mutter bei einem Todesmarsch. Nach dem Krieg wanderte sie in die Vereinigten Staaten aus. Sie studierte Anglistik und Germanistik am Hunter College (New York) und der University of California, Berkeley. Sie ist die Autorin der Autobiographie „weiter leben. Eine Jugend“ (1992), ein Buch, das in acht Sprachen übersetzt worden ist und wofür sie mehrere Preise in Deutschland, Österreich und Frankreich erhielt. Weitere Buchpublikationen: „Frauen lesen anders?“, „Katastrophen“ und „Über hohe und niedrige Literatur (1996). 1998 erhielt sie den österreichischen Staatspreis für Literaturkritik. Von 1998 bis 2002 war sie Gastprofessorin an der Universität Göttingen sowie 2003 Gastprofessorin an der Universität Wien. 2003 Ehrenpromotion der Universität Göttingen.